



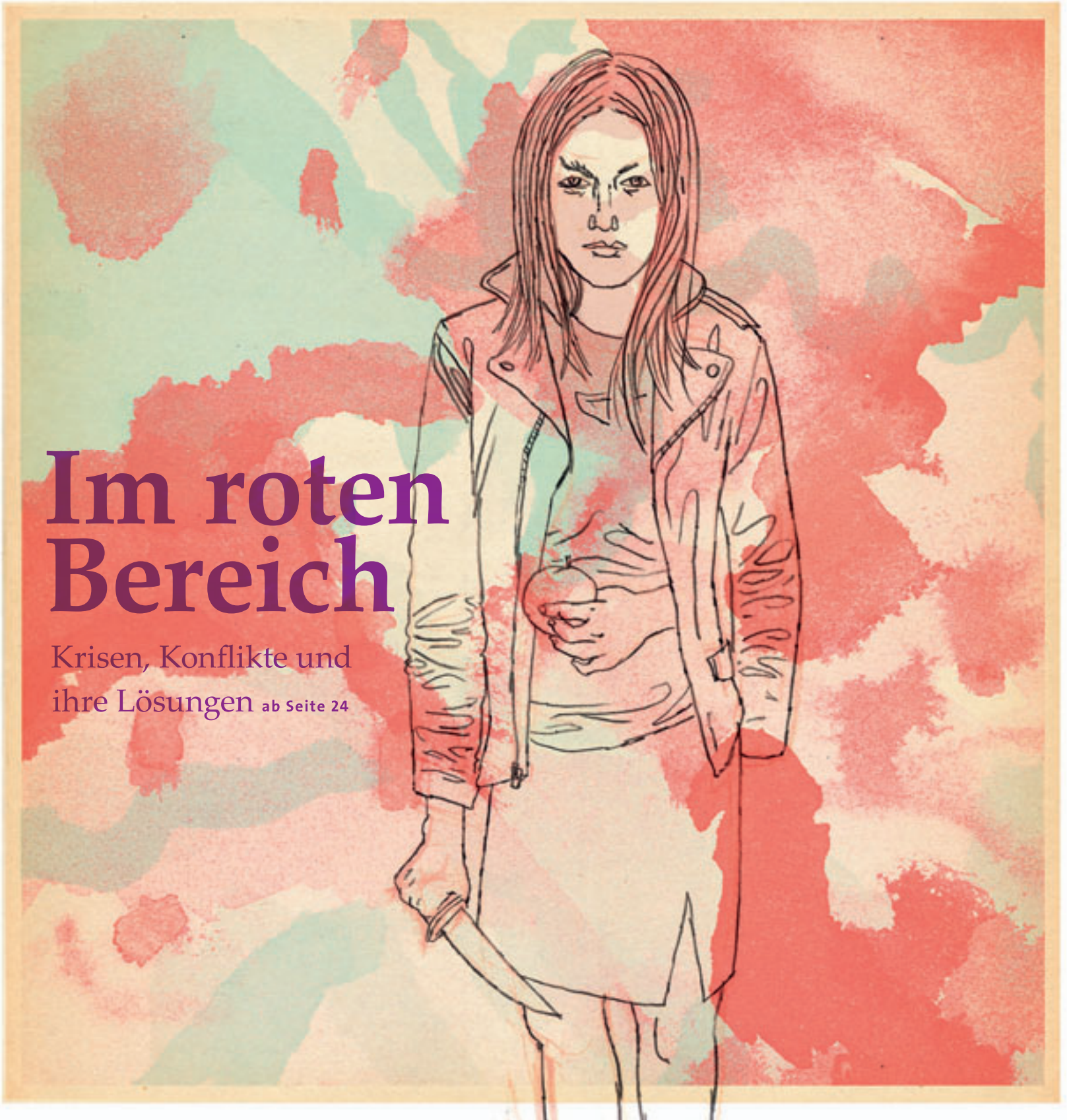
Universität
Zürich ^{UZH}

magazin

Die Zeitschrift der Universität Zürich
Nummer 1, 24. Jahrgang, Februar 2015

Im roten Bereich

Krisen, Konflikte und
ihre Lösungen ab Seite 24



Dem Krebs trotzen Ein neues Medikament stärkt das Wohlbefinden von Patienten Seite 10

Lustvolles Denken Was Philosophen über die unvernünftigen Seiten des Lebens wissen Seite 12

Sich Zeit nehmen Roland Reichenbach plädiert für mehr Gelassenheit in der Schule Seite 50

Die Lust der Philosophen

Schon die alten Griechen debattierten lustvoll darüber, wo das Lustprinzip aufhört. Wolfgang Rother hat sich in seiner philosophiegeschichtlichen Forschung den Begriff der Lust vorgenommen. Von Claudio Zemp

Aristoteles war kein weltabgewandter Denker, sondern durchaus empfänglich für Lust und Laster. Schon zu Lebzeiten (384 bis 322 v. Chr.) war der Philosoph berühmt. Sein Leben ist entsprechend gut dokumentiert. So wissen wir, dass er nach dem Tod seines Lehrers Platon vorübergehend aus Athen flüchtete. Auf der Insel Lesbos erreichte den 42-Jährigen ein interessantes Angebot: der Job als Privatlehrer am Hofe König Philipps von Makedonien. Aristoteles sollte dort einen 13-jährigen Prinzen unterrichten, der später als Alexander der Grosse in die Weltgeschichte einging. Er hatte Lust und sagte zu. Über das drei Jahre lange Lehrverhältnis zweier A-Promis der Antike ist wenig überliefert. Doch das Faktenvakuum wurde im Lauf der Jahrhunderte mit lustigen Legenden gefüllt.

Aristoteles als Esel

So soll sich der Teenager Alexander, statt sich auf die Philosophie zu konzentrieren, in die schöne Phyllis verguckt haben. Aristoteles tadelt ihn dafür und warnt ihn eindringlich vor der Macht schöner Frauen: «Und sowieso», wettert der Lehrer, «Fleischeslust verträgt sich nicht mit dem Denken.» Die Moralpredigt ist kaum verklungen, als die kluge Phyllis zur Tat schreitet und Aristoteles den Kopf verdreht. Rasch erliegt der Philosoph ihren Verführungskünsten. Er kann nicht mehr klar denken, vergisst seine Bücher und verliebt sich elendig. Phyllis aber treibt das Spiel noch weiter und führt den Philosophen vor: Er soll auf allen vieren wie ein Esel durch den Garten gehen, während sie auf seinem Rücken reitend die Peitsche schwingt. Der Philosoph tut dies alles, wie von Sinnen, mit der Aussicht auf ein Schäferstündchen. Und so hat Phyllis an Aristoteles dessen eigene These bewiesen: Selbst ein gestandener Meisterdenker in den besten Jahren ist gegen die Macht der Lüste wehrlos.

Diese Boulevard-Legende aus dem 13. Jahrhundert greift Wolfgang Rother in seinem Buch

«Lust» auf. Der Titularprofessor für Philosophiegeschichte verfolgte die Eskapaden der Lust durch die Jahrhunderte. Von Platon bis zu Freud gab diese vielen Dichtern schwer zu denken. Schon für Aristoteles war indes klar: Die Menschen streben von Natur aus nach Lust und vermeiden nach Möglichkeit Schmerzen. Doch, so Rother, hielt er auch fest, dass körperliche Begierden unersättlich sind: «Wenn ich immer der Lust nachstrebe, bin ich schliesslich unglücklich, weil jede befriedigte Lust neue Begierden gebiert.» Statt zufrieden ist man eher permanent unzufrieden. So genannte fleischliche oder tierische Gelüste wie Essen, Trinken und Sex, so angenehm sie auch sein mögen, sollten daher nicht zur Lebensmaxime

*Epikurs Lustlehre beflügelte
die schmutzigen Fantasien der
Nachwelt – zu Unrecht.*

erklärt werden. Denn das wäre ungesund: kein Rausch ohne Kater, kein Schlemmen ohne Fettpolster. Insofern sind Genussexzesse à la longue auch gar nicht mehr so lustvoll.

Epikurs Lustgarten

Als Begründer des Hedonismus gilt Epikur (341 bis ca. 270 v. Chr.). Der jüngere Zeitgenosse von Aristoteles führte in Athen eine Schule in einem «Lustgarten», zu dem – für die Antike ungewöhnlich – auch Frauen zugelassen waren. Diese frühe Realisierung emanzipatorischer Postulate beflügelte die schmutzige Fantasie der neidischen Nachwelt. Weniger als ein Jahrhundert nach Epikurs Tod wurde sein Leitspruch «Das Ziel ist die Lust» bereits durch derbe Karikaturen ins Lächerliche gezogen. Der Stoiker Epiktet verpasste Epikur das Etikett «Wollüstling». Und im noch lustfeindlicheren Mittelalter war Epikur bereits der Buhmann für alle niederen Triebe. Zu Unrecht,

findet Rother, der die in den Schriften Epikurs propagierte Lustlehre ins rechte Licht rückt: «Es geht im antiken Diskurs um ein gelungenes Leben und keineswegs darum, leeren Bedürfnissen nachzurrennen.»

Ein kluger Mensch lässt sich eben nicht von oberflächlichen Begierden leiten. Epikur und seine Studenten und Studentinnen lebten auch keineswegs ausschweifend, im Gegenteil. Als Materialist konzentrierte sich Epikur auf das Diesseits. Doch die Jagd nach Genuss erkannte er als Illusion: Nur wer bescheiden und unabhängig von materiellen Dingen ist, bleibt wirklich lustfähig. Die hedonistische Lebenskunst – *Ars Vitae* – ist also nicht mit Fressen, Saufen und exzessivem Kopulieren zu verwechseln. Logisch, dass wer masslos trinkt, nicht lange bei Trost bleiben wird. «Epikurs Lustkalkül ist auch heute alltagstauglich», davon ist Rother überzeugt: «Sport zu treiben, ist nicht per se lustvoll, und wer untrainiert ist und übertreibt, wird vielleicht am nächsten Tag Muskelkater haben. Das ist zwar nicht angenehm, aber weniger unangenehm, als krank zu werden.»

Zur Strategie des Lustkalküls bei Epikur gehört, dass man den Schmerz des Lebens in Kauf nimmt. Der moderne Lifestyle- und Konsumhedonismus hat denn auch wenig mit dem von Epikur gelehrt rationalen Umgang mit der Lust zu tun. Rother steht diesem oberflächlichen «Wohlstandshedonismus» sehr kritisch gegenüber.

Die unerschütterliche Seele

Epikur wurde im christlichen Mittelalter nicht nur wegen seiner Lust-, sondern auch wegen seiner Götterlehre geächtet. «Epikurs Theologie», so Rother, «setzt radikal auf das Leben im Diesseits, denn was nach dem Tode ist, können wir nicht wissen, aber wir brauchen auch keine Angst davor zu haben.» Auf's Jenseits vertrösten lässt sich ein Hedonist also nicht. Weiter gefällt Rother: «Für die hellenistischen Philosophen besteht das Lebensziel in der Ataraxie, das heisst in der Unerschütterlichkeit der Seele.» Und diese Seelenruhe erreicht man nicht, indem man meint, man könne den Moment einfach leben, ohne vorher darüber nachgedacht zu haben. Nein, simpel ist es nicht, das Leben zu geniessen. Lustig ist das Leben ja auch nicht immer.



Verführter Meisterdenker: Phyllis reitet auf dem Rücken von Aristoteles (Holzschnitt von Hans Baldung, 1513).

Angesichts von Leiden, Schmerz, Trauer und Krankheit wird die Lebenslust besonders herausgefordert. Dazu überspringen wir das «dunkle» Mittelalter, wo es genug solche Übel gab – obwohl Rother, wie er sagt, der Lustlehre des Thomas von Aquin durchaus viel abgewinnen kann. Zu Rother's Spezialgebieten zählt auch die Aufklärung. Einer seiner Lieblingsautoren, Pietro Verri (1728–1797), fand einen originellen Umgang mit der weit verbreiteten Unlust. Der Mailänder Gelehrte betrachtete die Ausgangslage des Menschen ungeschminkt düster: «Lang ist der Schmerz, kurz ist die Lust.» Verri konnte den deprimierenden Fakten Gutes nur abgewinnen, indem

«Die Stahlgewitter der
Unlust machen uns erst so richtig
genussfähig.» Wolfgang Rother

er die Perspektive drehte: Der Schmerz ist wichtig, denn erst die Unzufriedenheit spornt uns an, unser Leben zu gestalten. In der Unlust sieht Verri den Ursprung der menschlichen Kulturleistungen, insbesondere der schönen Künste. Oder, wie Rother zuspitzt: «Die Stahlgewitter der Unlust machen uns erst so richtig genussfähig.»

Genuss bis zum Schluss

Der Existentialist Søren Kierkegaard (1813–1855), ein weiterer Lieblingsautor Rother's, trieb die Lust an der Unlust noch weiter: «Für Kierkegaard ist sie die Signatur menschlicher Grundbefindlichkeit, die sich nicht wie eine Laune verscheuchen lässt.» Im Werk des dänischen Schriftstellers, Theologen und Philosophen suhlen sich gleich reihenweise unglücklich Verliebte in ihrem Schmerz. «Das Verzweifeln und jedes Scheitern lassen uns reifen», fasst Rother zusammen: «Ja, man muss verzweifeln wollen und unglücklich sein, dass man glücklich sein kann.» Wer Kierkegaard liest, dem bieten sich zudem Aufstiegschancen im Bewusstsein an: Verzweiflung ist der Anfang der Selbstwerdung – aber man muss ihr ins Auge blicken. Wenigstens erübrigt sich, worüber Rother auch als Theologe nachdenkt,

FORSCHUNG

die Frage nach dem Sinn der Unlust und allen Übels in der Welt. Diese Sinnfragen seien in der Tat sinnlos, so Rother's These: «Vielmehr gilt es, die Unlust als eine notwendige Bedingung unseres Daseins zu erkennen.» Die Unlust der Langeweile treibt uns an, tätig zu werden. Würden wir überhaupt etwas zustande bringen, wenn wir unsterblich wären und unbeschränkt Zeit dafür hätten? Rother glaubt nicht: «Gerade die Endlichkeit wirft uns auf den Moment zurück. Wir können nicht ständig alles aufschieben. Endlichkeit ist nicht der Verlust eines lustvollen Lebens, sondern sie ermöglicht es erst.»

Angst vor den Göttern

Und selbst im Angesicht des Todes ist der gute Rat des Materialisten Epikur so tauglich wie die Mythen der Religionen. Epikur ignoriert konsequent, was danach kommt. Die Götter haben ihre eigenen Probleme, so sein Ansatz. Und weil wir nur dieses eine Leben haben, müssen wir uns nicht darum kümmern, was danach ist. «Dem Theologen Epikur», so Rother, «geht es um die Befreiung von der Angst vor den Göttern, dem Philosophen Epikur um die Befreiung von jener Angst, über die Kierkegaard, Heidegger und Sartre nachdachten.»

Die Lebenslust steigert sich sogar mit zunehmendem Alter und zunehmender Lebenserfahrung, und auch das Ende kann schön sein, so, wie eine reife Traube oder der letzte Schluck aus dem Weinglas besonders gut schmecken. Diese Gedanken sind für den Philosophen Rother bis heute gültig. Denn die Bedingung der menschlichen Existenz ist im Grunde die gleiche: Unser Leben kann jeden Augenblick zu Ende sein.

Kontakt: Prof. Wolfgang Rother, wolfgang.rother@uzh.ch



Erforscht das gesunde Ich und das kranke Ich schizophrener Menschen: Psychiater Franz Xaver Vollenweider.

Das Ich und der Zauberpilz

Bei den Hippies galt er als LSD-Ersatz, heute feiert der Magic Mushroom ein Comeback. Sein Wirkstoff erlaubt es, psychische Vorgänge im Hirn zu lokalisieren und vielleicht auch neue Antidepressiva zu entwickeln. Von Michael T. Ganz

«Uni organisiert Drogencamps!» titelte der «Blick» im November 2014. «Blick» wisse, so schrieb die Boulevardzeitung, dass Probanden, einem Aufruf der Universität Zürich folgend, in

ein Begegnungszentrum auf die Rigi gingen, um unter Anleitung eines Zen-Lehrers zu meditieren und Psilocybin zu schlucken, jenen LSD-ähnlichen Wirkstoff also, den Zauberpilze enthalten.